

Zur Charakteristik Kaiser Wilhelms I.

Rede zur Vorfeier von Kaisers Geburtstag, am 26. Januar 1892

in der Aula des Gymnasiums zu Baden gehalten

von

Professor E. Hermann.

Bei einer Schulfeier wie der gegenwärtigen fällt dem Festredner dieselbe Aufgabe zu wie allen übrigen Mitwirkenden, den Sängern, Musikern und Vortragenden, nämlich der erhöhten patriotischen Stimmung Ausdruck zu geben, in welcher wir an nationalen Feiertagen Große und Kleine gerne vereinigt finden möchten. Das braucht nicht jedesmal dadurch zu geschehen, daß wir den Fürsten, dem das Fest gilt, zum ausschließlichen Gegenstand unserer Gesänge und Vorträge machen. Eine solche Beschränkung würde auf die Dauer ermüden und könnte leicht zu phrasenreicher Deklamation ohne innere Wahrheit führen. Noch ist ja die Regierungszeit unseres Kaisers eine so kurze, noch sind seine mannigfachen Reformpläne auf dem Gebiet der innern und äußern Politik zu sehr im Werden und Wachsen, als daß es schon jetzt Aufgabe der Schule sein könnte, ein zusammenfassendes Bild derselben zu geben. Die Schule soll die heranwachsende Jugend mit der großen Vergangenheit bekannt machen, damit sie künftig verständnisvoll und freudig an den Arbeiten der Gegenwart teilnehme. Unsere Schulfeste müssen daher vor allem dazu dienen, die Freude an unserem nunmehr geeinten Vaterland, an seinem Haupt wie an seinen Gliedern, recht zu beleben. Wie könnten wir nun den Geburtstag des jungen Kaisers schöner und besser feiern, als wenn wir heute desjenigen unter seinen Vorfahren gedenken, dessen Namen er mit gerechtem Stolz führt, dem er die Kaiserkrone verdankt, wir das Deutsche Reich, Kaiser Wilhelms I.?

Ein Bedenken liegt freilich nahe: Über den Begründer des Deutschen Reiches ist in den letzten zwanzig Jahren so oft, so beredt und herzlich gesprochen worden, besonders auch an dieser Stelle, daß der Gegenstand erschöpft und wenigstens den älteren Schülern und Festgästen hinlänglich bekannt erscheint. In der That würde ich auch auf den alten Kaiser Wilhelm nicht zurückgegriffen haben, wenn ich nicht hoffte, einiges Neue und Ansprechende zu seiner Charakteristik dem längst Bekannten hinzufügen zu können.

Ich benutze dabei die vor einigen Jahren erschienenen aber noch wenig verbreiteten Aufzeichnungen des ehemaligen Bibliothekars Wilhelms I., des Geh. Hofrats Louis Schneider. Schneider, zuerst Schauspieler und Sänger, Dichter und Redakteur eines streng konservativen Blattes für die preußische Armee, des „Soldatenfreundes“, war von König Friedrich Wilhelm IV. als Vorleser in den Dienst des Hofes gezogen worden. Auch König Wilhelm hatte schon vor seinem Regierungsantritt den Redakteur der „Wehrzeitung“ — so hieß nachmals der „Soldatenfreund“ — zu allerlei kleinen Dienstleistungen in der Presse benutzt; einen besonderen Vorleser aber bedurfte der König nicht; auch stimmte er mit der politischen Richtung Schneiders nicht ganz überein. Dennoch mochte er den Mann nicht entlassen, der eine so gewandte Feder führte und jedenfalls tüchtige militärische Kenntnisse besaß. Er vertraute ihm also seine Privatbibliothek an und ließ sich von ihm an jedem Samstag einen kurzen Bericht über die bemerkenswertesten litterarischen Erscheinungen der neuesten Zeit erstatten. Die Stellung Schneiders wurde bedeutender, als er in den bewegten Jahren 1866, 1870 und 71 seinem Herrn auf den Kriegsschauplatz folgen durfte. Da betrat er eine Zeit lang jeden Morgen zuerst von allen Beamten das Arbeitszimmer des Königs, da wurde er mit der Abfassung von Zeitungsberichten, mit der Aufzeichnung der Ansprachen und Depeschen des Königs betraut, kurz, er war eine Art Mittelperson zwischen dem Monarchen und dem lesenden Publikum. Einen Vertrauten, dem er rückhaltlos sein Herz geöffnet hätte, hat König Wilhelm niemals gehabt und der frühere Schauspieler und Zeitungsredakteur Schneider war am wenigsten der Mann für eine solche Stelle. Aber der König wußte jedes tüchtige Verdienst zu schätzen. Schneider zollte ihm eine ungeheuchelte Verehrung, leistete ihm mit seiner gewandten Feder unentgeltlich wichtige Dienste, war innig vertraut mit der militärischen und diplomatischen Etiquette und zudem eine Persönlichkeit, die der Monarch völlig durchschaute. So kam es, daß er in den Kriegsjahren eine bevorzugte Stellung in der nächsten Umgebung des Königs einnahm, um die ihn mancher höhere Würdenträger beneidete. Eben in diesem täglichen Verkehr mit dem König fand Schneider auch den Lohn für seinen oft recht anstrengenden und undankbaren Dienst, und er hielt sich auf seine Weise dadurch schadlos, daß er über seine persönlichen Beziehungen zum Monarchen und zu den großen Zeitereignissen gewissenhaft Buch führte, etwa wie Eckermann über seine Unterhaltungen mit Göthe. So sind diese Aufzeichnungen entstanden. Einen besonderen Wert erhielten sie dadurch, daß der König sich bereit finden ließ, sie abschnittweise durchzusehen und sorgfältig zu korrigieren, damit sie dem Verfasser für eine künftige Lebensbeschreibung ein durchaus zuverlässiges Material böten. Dagegen stellte der Monarch seinerseits die Bedingung, daß die Aufzeichnungen erst nach seinem Tode veröffentlicht werden sollten; er nannte sie nur seinen Nekrolog. Das war recht hart für Schneider; er wäre viel lieber bald nach dem großen Kriege mit seinem geliebten König und Kaiser in den von ihm errichteten litterarischen Ruhmestempel eingetreten. Nun sollte weder der eine noch der andere diese Freude erleben, denn Schneider starb zehn Jahre vor seinem Herrn. Bei Lebzeiten aber konnte er von seinem Manuskripte nur bescheidenen Gebrauch machen, indem er besonders bedeutsame Stücke gelegentlich hohen Herrschaften wie dem Kaiser von Rußland vorlegte. Dann und wann gab er auch das Ganze besonderen Vertrauensmännern zur Durchsicht, wie z. B. dem Leibarzt Dr. von Lauer. Der schickte es ihm in einem Couvert zurück, das mit sieben Siegeln geschlossen war und die Aufschrift trug:

Öffnest du die sieben Siegel,
Siehst du einen klaren Spiegel
Und in diesem, ernst und mild,
Eines treuen Mannes Bild.

Veröffentlicht wurde das Ganze erst nach dem Tode des Kaisers, wie dieser gewollt hatte, und zwar in drei glänzend ausgestatteten Bänden. (Berlin 1888, Otto Janke.) Die gewaltigen Tagesereignisse, Kaiser Friedrichs Krankheit und Tod, die Thronbesteigung Kaiser Wilhelms, nahmen aber damals die öffentliche Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß Schneiders Werk kein besonderes Aufsehen erregte. Ein Teil der Lesewelt mochte sich auch durch die drei Bände abschrecken lassen, ein anderer durch den selbstgefälligen Ton der Darstellung, die Bedeutendes und Gleichgültiges nicht genug unterscheidet und die eigene Persönlichkeit zu oft in den Vordergrund stellt. Ob eine neuerdings erschienene Volksausgabe dem Werke mehr Freunde erwerben wird, bleibt abzuwarten. Jedenfalls enthalten diese Aufzeichnungen neben vielem höfischen Klatsch und Kram auch ein recht gediegenes Material zur Charakteristik Kaiser Wilhelms, so daß der geduldige Leser sich zuletzt doch belohnt findet und gern in das freundliche Urteil des Dr. von Lauer einstimmen wird. Ich wenigstens wußte zu unserer heutigen Feier keine bessere Vorbereitung zu finden, als daß ich die für Schule und Haus ansprechendsten Einzelheiten aus dem Schneider'schen Werk zu einem Gesamtbild zu vereinigen suchte.

Das Auge des „Soldatenfreundes“, des Redakteurs der „Wehrzeitung“, ruht natürlich mit besonderer Vorliebe auf den militärischen Eigenschaften seines Helden. Und Kaiser Wilhelm war ja auch vor allen Dingen Soldat. Was er sich als Prinz, bevor er noch Aussicht auf den Thron hatte, zur Lebensaufgabe gestellt, die preußische Armee dahin zu bringen, daß sie den höchsten Aufgaben gewachsen sei, das Ziel hat auch der Kaiser und König in Krieg und Frieden bis an sein Ende nie aus den Augen verloren.

In der Armee bedarf's zuerst der strengsten Ordnung. Da muß jeder Nagel, jede Schnalle an der rechten Stelle sein; da zieht ein einziger nicht geschlossener Knopf wer weiß wie viel Unordnung nach sich. Der Führer aber muß auch in den scheinbar unbedeutenden Dingen, im Tragen des rechten Uniformrockes, im Anlegen der angemessenen Orden, in Pünktlichkeit und strenger Beobachtung der militärischen Etiquette allen voran stehen. Der Kaiser gab darin das schönste Beispiel. Wenn ausrückende Truppen an seinem Hause vorbeizogen und er sich am Fenster zeigte, erschien er nie, ohne den Überrock zugeknöpft und den Orden pour le mérite nach der Vorschrift zwischen den Uniformkragen gelegt zu haben. Vielleicht hätte niemand etwas darin gefunden, wenn er häuslich bequem mit dem offenen Überrock ans Fenster getreten wäre. Aber was er für andere vorschrieb, befolgte er selbst mit der größten Gewissenhaftigkeit. Das erschien ihm selbstverständlich und er suchte nicht im geringsten damit Aufsehen zu machen.

Während Schneider einst an seinem Schreibtisch saß, um rasch ein Diktat zu Papier zu bringen, besann sich der alte Herr umsonst auf das Datum einer schon lange bestehenden dienstlichen Vorschrift. Schneider eilte in die Bibliothek das Datum aufzufinden und ließ die Feder unausgewischt auf dem Papier liegen. Als er zurückkam, stand Seine Majestät am Schreibtisch, hatte die Feder in der Hand und wischte sie aus. Schneider glaubte sich rechtfertigen zu müssen, er habe ja noch nicht fertig geschrieben und habe nur im Diensteifer das Buch holen wollen. Aber der Monarch erwiderte in heiterem Berliner Deutsch: „Ordnung muß sind!“ und wischte die Feder ruhig weiter. Merkt's euch, ihr Buben! —

In so großen Körperschaften wie Armee und Staat kommt jedem Gliede seine besondere Funktion zu und das Haupt hat streng darüber zu wachen, daß kein Teil in die Thätigkeit des andern störend eingreift. Wenn das überhaupt ein hochbedeutsamer Grundsatz der Gesellschaftsordnung ist, so war es eine der besten Regententugenden des Kaisers Wilhelm, daß er nie einem seiner Leute über den Kreis seiner Dienstfunktionen hinaus Gehör und Vertrauen schenkte. Die Berichte der Sachverständigen dagegen prüfte er mit voller Aufmerk-

samkeit und nie bestand er eigenwillig auf seiner Meinung, wenn ihm eine besser begründete entgegentrat. „Die Männer, die mir jetzt besonders nahe stehen“, sagte er 1865, „sind Bismarck und Manteuffel; aber keiner von beiden wird sagen können, daß ich je mit ihnen von Gegenständen gesprochen, die nicht direkt zu ihrem Ressort gehören und für welche sie mir nicht später verantwortlich sein müssen.“ Wer sich einmal in einem unbewachten Augenblick über seine Schranken hinauswagte, wurde so kalt und ernst zurückgewiesen, daß er gewiß keinen zweiten Versuch machte.

Wie weit der Kaiser seine Armee mit dieser Ordnungsliebe im Kleinen wie im Großen gebracht hat, davon weiß die Weltgeschichte zu erzählen. Auch er selbst blickte nicht ohne Befriedigung auf diesen Erfolg seiner rastlosen Arbeit zurück und nichts freute ihn mehr, als wenn die feste Gliederung und unverbrüchliche Ordnung des deutschen Heeres von unbefangenen Zeugen freudig anerkannt wurde. Ein Russe schrieb einmal bewundernd: „In dieser Armee weiß jeder, was er zu thun hat und wohin er gehört. Sogar der zum Schlachten bestimmte Ochse scheint im voraus zu wissen, in welchem Kochgeschirr er gebraten werden soll.“ Dazu bemerkte der Kaiser: „Etwas drastisch ausgedrückt, aber in der Sache hat er recht. In meiner Armee ist wirklich Ordnung, darum geht es auch.“

Die Dinge, woran das Herz hängt, behält der Kopf. Kaiser Wilhelm galt in seiner Kindheit nicht für hervorragend begabt und schien hinter seinem geistvollen älteren Bruder weit zurückzustehen. Später aber bewunderte jedermann das erstaunliche Gedächtnis des obersten Heerführers für militärische Persönlichkeiten, Vorschriften, Uniformen, Abzeichen und das ganze Detail dieses Riesenkörpers. Er, der täglich eine so große Menge von Offizieren um sich sah, erkannte jeden wieder, der in irgend einer Weise seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Einen Hauptmann, der 1849 bei Ubstadt unter seinen Augen gefochten, erkannte der König acht Jahre später auf den ersten Blick, obwohl sich dieser inzwischen bedeutend verändert hatte; er erinnerte sich dabei der geringsten Umstände jenes Gefechts. Ergreifend und bewundernswert waren die lebhaften Äußerungen der Teilnahme, mit welchen er nach den Schlachttagen die Verlustlisten durchmusterte: „Den habe ich als Kadetten in der Garnisonkirche konfirmieren sehen.“ „Der arme Mann, er hat eben erst geheiratet.“ „Den habe ich ja jüngst erst versetzt, um ihn in die Nähe seiner Schwiegereltern zu bringen“ u. s. w.

In der Kindheit erweckte die schwächliche Körperbeschaffenheit des Prinzen Wilhelm oft die Besorgnis der Eltern. Als er im Jahre 1813 am Feldzug teilzunehmen wünschte, mußte ihm der Vater mit Rücksicht auf seine schwache Gesundheit die Erlaubnis versagen und erst ein Jahr später durfte er mit der Armee über den Rhein. Aber Lust und Liebe zur Sache stählt die Kraft des Körpers wie die des Geistes. Wie jener Grieche, von dem Plutarch erzählt, sich anfangs nur auf ärztliche Anordnung im Laufen übte, um seinen Milzbeschwerden abzuhelpen, später aber einer der vollkommensten und gefeiertesten Wettläufer wurde, so brachte es auch Kaiser Wilhelm dahin, daß er im Laufe der Jahre allen Beschwerden des Soldatenlebens gewachsen war und in der Ausführung seiner dienstlichen Pflichten bis in das höchste Alter hinein keiner Schonung bedurfte. Im kalten Winterwetter stand er stundenlang ohne Überschuhe auf nassem Boden, um die Truppen vorbeidefiliren zu lassen. Durchnäht heimgekehrt, ließ er's sich nicht nehmen, sich alsbald wieder am Fenster den Soldaten zu zeigen. Am Tage nach der Schlacht von Sedan war der dreiund-siebenzigjährige Greis von morgens neun Uhr bis nachts halb zwei in unausgesetzter höchst aufregender Thätigkeit ohne andere körperliche Stärkung als ein höchst bescheidenes kaltes Frühstück. Und am andern Morgen ließ er sich schon wieder um halb acht von seinem Hofrat Bericht erstatten. Mahnungen, sich doch etwas mehr zu schonen, pflegte er

mit dem kurzen Wort abzuweisen: „Wozu bin ich denn da?“ Vor dem Abmarsch der deutschen Truppen aus Frankreich im März 1871 glaubte er noch eine große Parade abhalten zu müssen. Da sich damals zu den Beschwerden des hohen Alters noch heftige Steinschmerzen gesellten, so war es ihm selbst zweifelhaft, ob er mehrere Stunden lang zu Pferde sitzen könnte. Seine Kraft zu erproben, stellte er in seinem Quartier zu Versailles auf einem Rollstuhl Reitübungen an. Er setzte sich rücklings auf die Armlehne und hob und senkte sich, um die Bewegungen zu Pferde nachzumachen. Darüber kam der Stuhl ins Rollen und der alte Herr stürzte plötzlich so heftig auf den Kopf, daß er die Besinnung verlor. Der Vorgang spricht mehr als lange Schilderungen für Kaiser Wilhelms militärischen Dienstes bis zur äußersten Grenze.

Der Dienst, die Erfüllung seiner Regentenpflichten in Armee und Staat, machte den Inhalt und das Glück seines Lebens aus. Die Genüsse und Bequemlichkeiten, auf die ihm Rang und Alter vollberechtigten Anspruch verliehen, waren ihm ziemlich gleichgiltig und die kurzen Zeiten der Erholung, Badereisen u. s. w. sah er nur als das notwendige Mittel an, neue Kräfte für seinen Beruf zu sammeln. In unserem Jahrhundert hat es kaum einen genügsameren Monarchen gegeben als ihn und unter seinen Ahnen läßt sich nur Friedrich Wilhelm I. mit ihm vergleichen. Das Schlafzimmer des Kaisers in seinem Wohnhaus in Berlin war ein enger Alkoven, in den aus dem Nebenraum nur spärlich Luft und Licht eindrang. Die wenigen Möbel waren von spartanischer Einfachheit: ein niederes eisernes Feldbett gewöhnlicher Art, ein Stuhl, ein Tischchen, das nach Schneiders Berechnung neu höchstens 2 Mark gekostet haben konnte und in einer Auktion noch nicht 30 Pfennige einbringen würde. — Vor Paris hatte man ihm das mit überladener Pracht eingerichtete Lustschloß des Barons James Rothschild zum Quartier bestimmt. Kopfschüttelnd durchschritt der Monarch die glänzenden Räume, wo ihm aus jedem Winkel das funkelnde Wappenschild des Barons mit den Anfangsbuchstaben seines Namens J. R. (Judaeorum Rex deuteten es die Verehrer des Hauses) entgegenblinkte. Lange konnte er kein geeignetes Wohnzimmer finden und wählte endlich — das Badekabinet des Barons. Die Badewanne wurde durch eine darauf gelegte Matratze in ein Sopha verwandelt und in einer engen Nebenkammer ließ der König sein Feldbett aufschlagen. — Der einfachen Wohnung entsprach die Kleidung — die Uniform war ihm am liebsten —, entsprach die Kost des Monarchen. Seine Mahlzeiten blieben weit hinter dem zurück, was sich begüterte Privatleute erlauben; einfachen Landwein zog er dem Champagner vor, der nur bei besonderen Festlichkeiten auf seinen Tisch kommen durfte.

Und das alles war nicht gemacht, geschah nicht um Aufsehen zu erregen, es war die natürliche Folge der ernsten Auffassung seines Lebensberufs. Gemacht war überhaupt an diesem Manne nichts; Wahrhaftigkeit war der Grundzug seines Wesens. Wenn Schneider in der Wiedergabe seiner Ansprachen das eine und andere hinzufügte, um dem Leser die königlichen Worte so recht deutlich und mundgerecht zu machen, so wurden solche verschönernden Zusätze unbarmherzig gestrichen, oft vielleicht zum Schaden für die augenblickliche Wirkung, jedenfalls zum Nutzen für die ernste Geschichtschreibung und die volle Kenntnis des Monarchen. Selten oder nie hat es einen großen Kriegsherrn gegeben, der so gar keine Spur des ruhmredigen Soldaten, des miles gloriosus, gehabt hätte. In den Schlachtberichten von Königgrätz und Gravelotte wurde viel Aufhebens davon gemacht, daß der König heftigem Granatfeuer ausgesetzt gewesen sei, bis ihn dort Bismarck, hier Roon veranlaßt habe, die exponierte Stellung zu verlassen. Als Schneider ihm einen solchen Bericht vorlegte, sagte er: „Im Granatfeuer? Daß ich nicht wüßte! In einer so ausgedehnten Schlacht, einer Artillerieschlacht, fallen überall Granaten. Auf dem Hügel bei Sadowa und nachmittags

bei dem Reitergefecht fielen sie um uns her. Das versteht sich ja aber ganz von selbst und braucht nicht besonders beschrieben zu werden.“*)

Selbst der Kunst mochte der König keine Übertreibungen gestatten. Bilder, die ihn im Krönungsornat Karls des Großen oder sonst einem phantastischen Kostüm darstellten, gefielen ihm gar nicht. „Da sehe ich ja aus wie ein Baalspriester“, sagte er ärgerlich, wenn man ihm dergleichen vorlegte. Die Illustrierte Zeitung brachte 1870 ein Bild mit einem ergreifenden Gedicht: Der Helm von Mars la Tour. Da sah man den Kaiser in ernster Betrachtung vor einem Kürassierhelm, der durch sieben Hiebe klaffende Spalten erhalten hatte. „Recht hübsch“, meinte er dazu, „aber kein Wort wahr! Ich habe beim Bereiten des Schlachtfelds am 17. August zwei französische Kürassierhelme mitnehmen lassen, aber von einem zerhauenen preußischen weiß ich nichts.“ — Schwungvolle Gedichte, in welchen der majestätische Flug des Hohenzollern-Aars gefeiert wurde, fertigte er mit der schlichten Wahrheit ab: „Die Hohenzollern haben keinen Aar im Wappen; Brandenburgs oder Preußens Aar, das wäre richtig.“

Diese tief innere Wahrhaftigkeit, die durchaus nicht scheinen wollte, was sie nicht war, machte es dem Kaiser leicht, die Verdienste seiner Vorgänger und Mitarbeiter voll und ganz anzuerkennen. Hervorragende Männer haben ja ein gewisses Recht, sich auch mit den Lorbern der Untergebenen zu schmücken, die sie in ihren Dienst gezogen haben, und die öffentliche Meinung kommt ihnen dabei gerne entgegen. Unserem Kaiser aber war es geradezu peinlich, wenn man ihn auf Kosten seines Vorgängers, seiner Generäle und Staatsmänner verherrlichte. Er legte Schneider wiederholt ans Herz, in der künftigen Lebensbeschreibung seinem so oft verkannten unglücklichen Bruder gerecht zu werden. „Er ist doch der eigentliche Gründer des ganzen Werkes. Er hat ja auch schon alles gewollt und erstrebt, was gegenwärtig errungen ist. Wäre die rohe Hand des Aufruhrs nicht dazwischen gekommen, so wäre mir vielleicht wenig zu thun übrig geblieben.“ — Jeder kennt das große Wort, durch welches der König nach der Schlacht bei Sedan die Leistungen seiner drei getreuesten Paladine so wunderbar treffend anerkannte: „Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie, General von Moltke, haben es geführt, und Sie, Graf von Bismarck, haben seit Jahren Preußen durch die Leitung der Politik auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht.“ Als er diesen klassischen Wahrspruch Schneider diktierte, nahm der Herr Hofrat daran Anstoß, daß Moltke das Schwert geführt haben sollte; denn Führer im Kriege sei ja doch der König selbst als der Oberstkommandierende gewesen. „Nun denn“, erwiderte der ehrliche Heerführer nicht ohne einen Anflug von Ironie, „so schreiben Sie geleitet (Sie, General Moltke, haben es geleitet), das mag um so eher angehen, als ich das Wort Leitung ja auch für Bismarcks Politik gebraucht habe.“

Ein so ganz aufrichtiger Mensch wie Kaiser Wilhelm wird sich's auch nicht verbergen, daß es mit aller unserer menschlichen Berechnung und Thatkraft allein nicht gethan ist, daß zu dem heißen Schweiß, der von der Stirne rinnt, der Segen von oben kommen muß, wenn große Werke gelingen sollen. Dieses fromme Gefühl der Abhängigkeit von einer höheren Leitung aller irdischen Dinge hat den Begründer des neuen deutschen Reichs nie verlassen. Während er von Triumph zu Triumph schritt und sein Volk von der bescheidensten Stellung unter den Nationen zu der höchsten erhob, lag auf seinen Lippen immer das stille Gebet:

*) In dem Briefe des Königs an die Königin vom 19. Aug. 1871 heißt es: „Bei jenem letzten Vorstoß (in der Schlacht von Gravelotte) fehlten die historischen Granaten von Königgrätz für mich nicht, aus denen mich dieses Mal Minister von Roon entfernte.“ Das widerspricht den obigen Worten nicht, denn was in einem Briefe an die besorgte Gattin ganz am Platze ist, gehört darum noch nicht in den officiellen Schlachtbericht.

Der Herr, unser Gott, sei uns freundlich und fördere das Werk seiner Hände durch uns, ja das Werk unserer Hände wolle er fördern! Von dem Augenblick an, da er sich in Königsberg die Krone aufs Haupt setzte, lebte in ihm der Glaube, ein Werkzeug in Gottes Hand zu sein. Schneider hatte im Bericht über jene Feier in der herkömmlichen Weise von der Krone „von Gottes Gnaden“ gesprochen. Der Monarch aber hatte gesagt, er nehme die Krone „aus Gottes Gnade stammend“ und er bestand auf der genauen Wiedergabe des Wortlauts. Denn bei der Phrase „von Gottes Gnaden“ denke man heute in der Regel nur an das gewöhnliche Erbrecht; jedermann aber solle wissen, daß er die Krone in Wahrheit als ein ihm aus Gottes Hand zugekommenes Gnadengeschenk ansehe. Woher hätte der von Hause aus so milde und menschenfreundliche greise König sonst auch den Mut nehmen sollen, durch drei blutige Kriege die Nation zur Erfüllung ihrer berechtigten Wünsche zu führen? Als ihn im Mai 1866 der Erzbischof von Köln beschwor, die Schrecken eines Bürgerkrieges den deutschen Landen zu ersparen, erhielt er die Antwort: „Ich habe mit meinem Gott im Gebet gerungen, um seinen Willen zu erkennen, und nur so habe ich Schritt für Schritt, Preußens Ehre im Auge haltend, nach seinem Willen gehandelt. Beten Sie für mich und für Preußen, dann begegnen sich unsere Herzen am Throne Gottes, dessen Wille geschieht wie im Himmel so auf Erden.“ Mit dieser unerschütterlichen Überzeugung im Herzen ist der König auch in den Krieg von 1870 gezogen und fast jede seiner Depeschen vom Kriegsschauplatz ist ein Beweis dafür, daß er in tiefer Demut auf der blutigen Wahlstatt wie in den politischen Verhandlungen das Walten Gottes zur Aufrichtung des deutschen Reichs verehrte.

Mit dem innig frommen Herzen aber war ein durchaus klarer Kopf verbunden. In den Fürstenschlössern, wo die schicksalsmächtigen Persönlichkeiten weilen, nistet bekanntlich der Aberglaube ebenso gern als auf den Schlachtfeldern, wo das Jenseits so unmittelbar an das Diesseits herantritt. Auch der preußische Hof hat seine weiße Frau, seine Lehninsche Weissagung und sogar einen wunderbaren Ring, an welchem das Schicksal des Hohenzollernhauses hängen soll. Unter dem Vorgänger des Kaisers Wilhelm fand Schneider stets die gespannteste Teilnahme, wenn er derartige geheimnisvolle Dinge bei Hof vorbrachte. Aber unser Kaiser glaubte weder an die weiße Frau noch an die Lehninsche Prophezeiung. Die wunderbare Geschichte, die Schneider von dem geheimnisvollen Ringe zu erzählen wußte, lockte ihm nur ein Lächeln ab; er hatte das Ding unter den Kronschätzen aufgefunden und es seiner Frau und dem Kronprinzen als eine Kuriosität gezeigt, die kein ernsteres Interesse biete. — Ebensowenig Wert legte er auf Vorzeichen, Todesahnungen und dergleichen Dinge, die doch im Soldatenleben seit den ältesten Zeiten eine Rolle spielen. In Wilhelmshaven wurde 1869 durch unvorsichtige Begrüßungsschüsse aus dem englischen Kriegsdampfer der Baldachin seines Schiffes zerrissen, so daß auch die Fahnenstange brach und die Kriegsflagge in die See sank. Während die ganze Umgebung ob dieses bedenklichen Vorfalles in große Aufregung geriet, bestieg König Wilhelm in aller Ruhe ein anderes Schiff und fuhr ganz gelassen zurück. Wenn andere hohe Personen alles ängstlich meiden, was an den Tod erinnert, und keinen Leichenzug an ihren Palästen vorüberziehen lassen, so befahl dagegen König Wilhelm im Schloß zu Münster sein Feldbett in eben dem Zimmer und an eben der Stelle aufzuschlagen, wo im Jahre 1849 sein Vetter, der tapfere Prinz Waldemar, sein Schmerzens- und Todeslager gefunden hatte. So sprach er auch mit besonderer Vorliebe zu Schneider von seinem Nekrolog und äußerte u. a. an seinem 69. Geburtstage, nun werde Schneider den Totenbericht bald veröffentlichen können, sein — des Königs — Vater sei ja auch vor dem vollendeten siebenzigsten Jahre gestorben.

Wer sich bei den größten Erfolgen so sehr seiner Endlichkeit, seiner Abhängigkeit von einer höheren Gewalt bewußt bleibt, der hat auch Geduld mit den Mängeln und Schwächen

seiner Mitmenschen. Aufrichtige Demut vor Gott macht milde in der Beurteilung der Menschen. Kaiser Wilhelm war streng im militärischen Dienst, weil er wußte, daß die bewaffnete Macht ohne scharfe Disciplin dem Lande nur zum Schaden gereicht. Aber im übrigen war er ein milder Regent und von dem schönsten Recht des Fürsten, dem Recht der Begnadigung, machte er Gebrauch, soweit es sich nur irgend mit dem Ansehen der Gesetze und mit der öffentlichen Sicherheit vereinigen ließ. Es war sehr schwer, vom Kaiser die Bestätigung eines Todesurteils zu erlangen. Zunächst ließ er sich über jeden einzelnen Fall Vortrag halten, dann las er selbst die umfangreichsten Akten mit angestrebter Aufmerksamkeit, um wo möglich irgend eine Handhabe zu einem Eingriff in den Lauf der Justiz zu gewinnen. Bot sich nichts dergleichen, so wartete er gern ein frohes oder bedeutsames Ereignis im Staatsleben ab, um daraus den Anlaß zur Begnadigung zu nehmen. Schon die Mitteilung eines Gefängnisgeistlichen, daß der Verurteilte aufrichtige Zeichen der Reue zeige, genügte dem milden Regenten, die Todesstrafe in lebenslängliche Haft umzuwandeln. Einmal hatte er in Karlsbad (1864) schweren Herzens ein Todesurteil unterschrieben, da telegraphierte ihm ein Privatmann vom Gerichtsort (Küstrin), er habe bei dem Prozeß den Eindruck gewonnen, daß der Verurteilte den Mord nicht begangen habe. Der König war gerade im Begriff auszufahren, als er das Telegramm erhielt. Er überlegte, daß er unterwegs eine Depesche aufgeben könne, durch welche die Vollstreckung des Urteils, die auf den nächsten Morgen festgesetzt war, jedenfalls hinausgeschoben werden solle. Inzwischen kam er in eine sehr belebte Gesellschaft, in welcher die Nachmittagsstunden rasch vergingen. Auf einmal fiel ihm spät abends die Sache ein, die er ganz vergessen hatte. Erschrocken über sich selbst, verließ er bleich und aufgeregter die Gesellschaft, eilte zum nächsten Telegraphenamte und ruhte nicht, bis er die Rückantwort aus Küstrin hatte, daß sein Befehl noch rechtzeitig angekommen sei. Auf sein Verlangen wurde die Untersuchung erneuert, das Ergebnis aber war, daß die Schuld des Angeklagten aufs neue unwiderleglich festgestellt wurde. Nun aber begnadigte ihn der König, damit er nicht zum zweitenmal die Schrecken der Todesangst durchzukosten habe. — Eine andere von Schneider mitgeteilte Geschichte wird unsere liebe Jugend besonders ergötzen. Da hatte irgendwo ein patriotischer Kaufmannsjüngling Namens Rintisch am Geburtstag seines geliebten Königs auf offener Straße ein Feuerwerk abgebrannt und sich noch dazu gegen die einschreitende Polizei einigermaßen ausfallend benommen. Dafür von rechts wegen zu zehn Thalern Strafe verurteilt, wandte sich das unglückliche Opfer des Patriotismus durch Schneiders Vermittlung an den König, der sich gerade hier in Baden befand. Was thun? Gegen das Urteil war nicht aufzukommen, denn „Ordnung muß sein“. Aber in seiner Herzensgüte schickte der Monarch dem jungen Patrioten aus seiner Kasse zehn Thaler, die ihn vermutlich mehr erfreut haben als ihn die Verurteilung geschmerzt hat.

Denn nicht nur dem Leide zu wehren, soweit es in seiner Macht stand, sondern auch die Freude zu mehren war dem Kaiser Herzensbedürfnis. Trotz der gewaltigen Arbeitslast, die auf seinen Schultern lag, fand er auch dazu immer noch Zeit und Kraft. Wie viel Opfer legte sich der Monarch bis in das höchste Greisenalter auf, um durch seine herzugewinnende Erscheinung allenthalben das Volk zu erfreuen und jedem großen oder kleinen Fest erst die rechte Weihe zu geben! — Nichts ist rührender als die Sorge für die Weihnachtsbescherung der Seinigen. Da ging er in den Tagen vor dem Fest meist am frühen Morgen ganz allein aus, um Einkäufe zu machen, nicht große kostbare Geschenke, durch welche die Eitelkeit des Gebers den Empfänger mehr beschämt als erfreut, sondern sinnige Erinnerungszeichen, für jeden ein sicherer Beweis, daß der Spender persönlichen Anteil an ihm nehme. Da kam er dann wohl, wenn er das Rechte gefunden, alle Taschen und beide Hände voller Geschenke, glückstrahlend vom Weihnachtsmarkt nach Hause. Als er 1868 so bepackt die Wendeltreppe

hinaufstieg, die zu den Zimmern der Königin Augusta führte, glitt er aus, konnte sich nicht halten und verletzte sich schwer; aber das hielt ihn nicht ab, auch weiterhin die Vorbereitungen für das Weihnachtsfest selbst zu treffen. Er mochte die Freude nicht entbehren, beglückend und beglückt, mit der engeren und weiteren Familie, ein Patriarch im Kreise der Seinen, den heiligen Abend zu feiern. Wie heiter glänzte sein Auge, wenn die Beschenkten die Beziehung der Gabe zu irgend einem Ereignis des vergangenen Jahres erkannten und sich dankbar des sinnigen Andenkens freuten!

Mit diesem ergreifenden Bild, das den mächtigsten Monarchen Europas, den Sieger in so vielen mäännermordenden Schlachten, als den gemütvollen Gatten, Vater, Großvater und Urgroßvater, als den liebenswürdigsten Hausherrn zeigt, der niemand beim Weihnachtsfest vergißt, nicht einmal seinen kleinen Hofrat Schneider, wollen wir die Mitteilungen aus dem Leben Kaiser Wilhelms des Ersten schließen. Auf Vollständigkeit macht die Charakteristik keinen Anspruch. Schneiders Aufzeichnungen beginnen erst mit dem Jahre 1849, also mit dem zweiundfünfzigsten Lebensjahre unseres Helden, und schließen schon mit dem Jahre 1873. Wie viel hätte sich aus der früheren Lebensgeschichte des Königs, wie viel mehr noch aus den ereignisvollen letzten 15 Lebensjahren hinzufügen lassen. Und doch, wenn wir das Gesagte überblicken, wenn wir uns durch die vielen unbedeutenden Blätter des Buchs zu dem Kern durcharbeiten, so müssen wir bestätigen, was Dr. v. Lauer vielverheißend geurteilt:

Öffnest du die sieben Siegel,
Siehst du einen klaren Spiegel
Und in diesem, ernst und mild,
Eines edlen Mannes Bild.

Dieses edlen Mannes Bild hat seinem Enkel, dem regierenden Herrn, fast dreißig Jahre lang als ein leuchtendes Vorbild vor Augen gestanden. Und wie der Großvater auf diesen Enkel mit besonderem Vertrauen blickte und ihm noch auf dem Sterbebette mit letzter Kraftanstrengung die Grundzüge seiner Regierungskunst ans Herz zu legen suchte, so ist der Enkel nicht minder überzeugt, daß er die ihm übertragene schwere Aufgabe mit demselben Ernst, derselben Pflichttreue und Arbeitskraft wie der Großvater lösen müsse. „So wie er dachte, denke ich auch“, sagte er jüngst erst zu den brandenburgischen Landständen; „auch ich sehe in dem mir übergebenen Volk und Lande ein mir von Gott anvertrautes Pfand, welches zu wahren meine Aufgabe ist und worüber ich dereinst Rechenschaft abzulegen haben werde.“

Wir aber wünschen unserem Kaiser beim Eintritt in sein 34. Lebensjahr von Herzen, daß ihm bei so ernstem Willen, bei so heißem Bemühen auch der Segen von oben nicht fehlen möge, der die Regierung seines Großvaters zu der herrlichsten Periode der deutschen Geschichte gemacht hat. Und wie es uns Alten bis zum Ende des Lebens ein unversieglicher Quell der Freude und des Dankes ist, die Wiederaufrichtung des deutschen Reichs miterlebt und seinem ersten Kaiser so oft in das hoheitvolle und zugleich so milde Antlitz geschaut zu haben, so möget ihr, liebe Schüler, euch in Zukunft nicht minder des Ausbaus und des Wachstums unseres Reiches freuen und all' die aufrichtige Liebe und Verehrung, die Kaiser Wilhelm dem Ersten gezollt worden ist, auf Kaiser Wilhelm den Zweiten übertragen!

Seine Majestät, Kaiser Wilhelm II., lebe hoch!



